

Frauenstimme

Nr. 23 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

11. November 1925

Es geht vorwärts!

Sieben Jahre sind in diesen Tagen vergangen seit jenem 9. November 1918, an dem wir Sozialisten uns dem Ziel unserer Wünsche so nahe glaubten. Wie strömte Vertrauen und Macht damals der Arbeiterklasse zu, und wie stark war ihr Kampfwille! Gedenken wir heute jener Zeit, so kann es uns scheinen, als stünden wir mit leeren Händen da, als hätte sich die Arbeiterklasse alles wieder entwinden lassen, was sie damals besaß. Und doch stehen wir heute dem Sozialismus näher als am 9. November 1918. Nicht nur zeitlich. Damals lebte in den Massen Kampfwille. Das Ziel des Kampfes aber war unklar und verschommen. Es war mehr gefühlt als gedacht. Des Illusionären jener Kämpfe wurde sich inzwischen jeder Sozialist in schmerzhaftem Erleben bewußt.

Sieben Jahre der Desillusion liegen hinter uns. Aber sieben Jahre, in denen sich die Arbeiterschaft nicht in ihren Enttäuschungen vergraben hat. Aus seiner Sturm- und Drangperiode ist das Proletariat, geläutert durch die Erfahrungen dieser Jahre, in das schaffende Mannesalter eingetreten. Es glaubt nicht mehr, wie der Jüngling, an den in schneller Attacke zu erringenden Sieg für alle Zeiten. Es hat erfahren, daß nur die zielbewußte, Tag für Tag zu leistende Arbeit uns dem Sozialismus näher bringen kann. Blickt es so auf sein Werk der letzten Jahre zurück, so können ihm seine Hände nicht leer erscheinen. Gewiß nicht der Sozialismus, aber mancher Sieg wurde errungen, aus dem größere und schönere Siege kommen werden.

Sieben Jahre sind ein kurzer Abschnitt Weltgeschichte. Und doch kann es in einer rückschauenden Stunde erscheinen, als hätte sich in diesen Jahren die Welt schneller verändert als zu anderen Zeiten. Erinnern wir uns der Zeit, die noch weitere sieben Jahre zurückliegt! 1911. Verhältnismäßig schwach war damals die Sozialdemokratie. Von Dummen verlacht. Kluge haben sie bereits gefürchtet. Eine reale Macht aber war sie nicht. Nur die Ideen der Sozialdemokratie waren schon damals machtvoll. Mit ihnen mußten sich alle Denkenden und alle Mächtigen auseinandersetzen. Sie haben versucht, sie mit ihrer Macht zu unterdrücken und sie mit ihrem Geist zu bekämpfen. Beides ist ihnen nicht gelungen. Die Ideen der Arbeiterbewegung waren stärker. Viele von ihnen haben heute gesiegt.

Sieben Jahre vor dem Krieg wurde die Marx'sche Methode der Geschichtsbetrachtung überall abgelehnt. Im Krieg wurde sie überall angewendet. Die Grundidee des Sozialismus, die Idee der sozialen Gerechtigkeit setzt sich immer mehr durch. Wir haben an Stelle der Diktatur eines Monarchen die Demokratie. Wir haben das Frauenwahlrecht und haben damit ein altes schweres Unrecht gegen eine Hälfte der Menschheit beseitigt. Wir haben nicht mehr die früheren Armenunterstützungen, sondern die moderne Wohlfahrtspflege. Viele Wünsche läßt die heutige Wohlfahrtspflege noch unerfüllt. Aber der frühere Grundsatz, daß der Arme minderen Rechtes sei, daß ihm kein politisches Wahlrecht gebühre, ist heute unmöglich. Wir haben eine Arbeitslosenfürsorge und werden binnen kurzem eine Arbeitslosenversicherung haben, durch die jedem Menschen ein Anspruch auf ein — wenn auch unzureichendes — Existenzminimum gesichert ist. Die Arbeiter werden nicht mehr, wie vor dem Krieg, einfach aufs Pflaster geworfen. Sieh wo du bleibst! Wir haben ein Jugendwohlfahrtsgesetz, durch

das die Gesellschaft die Folgen der sozialen Ungerechtigkeiten an der jungen Generation wieder gutzumachen strebt. Wir haben im Schulwesen die ersten, noch sehr dürftigen Anfänge einer Umgestaltung. Das aus der sozialistischen Gedankenwelt stammende Verantwortungsbewußtsein der Allgemeinheit gegenüber den einzelnen, gegenüber den Opfern unserer ungerechten Wirtschaftsordnung hat sich noch nicht überall durchgesetzt. Es hat aber weite, und die entscheidenden Kreise unseres Volkes erfüllt. Besser noch steht es mit den gewerkschaftlichen Kampfmethoden der Arbeiterschaft. Vor nicht allzu langer Zeit mußten die Arbeiter noch einen heißen Kampf um ihr Kollektionsrecht führen. Heute ist der Gedanke der gewerkschaftlichen Kampforganisation zur Selbstverständlichkeit geworden. Der sozialistische Gedanke des Völkerfriedens ist noch keine Wirklichkeit. Aber wir nähern uns seit Jahren unverkennbar der Verwirklichung dieser Idee. Noch haben wir nicht den von uns erstrebten Friedenspunkt aller Völker, aber wir haben organisatorische Ansätze, die dazu werden können. Wir haben einflußreiche sozialistische Parteien in fast allen Ländern, die mit Erfolg für die Idee des Friedens werben.

Sieben Jahre haben wir seit Kriegsende um den Sozialismus gedient. Nicht umsonst ist dieser Dienst gewesen. Wir sind nicht ans Ziel gekommen. Wir haben vor allem in der wichtigen Frage der Gestaltung unseres Wirtschaftslebens nur sehr wenig von unseren Ideen durchsetzen können. Wir erfahren täglich, wie weit Verwaltung und Rechtsprechung noch vom sozialistischen Geist entfernt sind. Manches haben wir erreicht. Wenig erscheint es uns im Hinblick auf den weiten Weg zum Sozialismus, der noch vor uns liegt.

Sieben Jahre eines zähen Kampfes nach der Enttäuschung vom November 1918 sind nicht spurlos am deutschen Proletariat vorübergegangen. Es ist in der Arbeiterbewegung ein starkes geistiges Ringen. An die Stelle des ungestümen Wollens tritt das Wissen um die Tatsachen, um die Schwierigkeiten des Weges, um das Ziel. Ein Wille zum Sozialismus, der sich der Hemmnisse stärker bewußt ist als in früheren Zeiten, und der deshalb mit größerem Ernst seinen Weg geht, lebt heute in der Arbeiterschaft. Der gleiche Wille zum Sozialismus lebt auch in den Frauen der Arbeiterklasse. Er wird zum Sieg führen, so wie die von uns geforderte Demokratie und wie der Völkerfriede, entgegen allen Widerständen, beginnen Wirklichkeit zu werden.

Anna Beyer.

Brandenburger Frauenkonferenz.

Sonntag, den 1. d. M., tagte im Landtagsgebäude eine gemeinsame Frauenkonferenz der Unterbezirke Niederbarnim, Teltow-Beestow, West- und eines Teiles von Osthoheland. Mit einigen Begrüßungsworten eröffnete Genossin Seifert-Potsdam die Konferenz und stellte das erfreuliche Interesse fest, das sich durch die gute Besichtigung aus so vieler Orten erweise. Sie teilte mit, daß in Ansehung der völligen Verschiebung der politischen Lage, die auch noch Reichstagswahlen in nahe Aussicht stelle, die Vortragende sich wahrscheinlich nicht darauf beschränken könne, nur, wie vorgesehen, über die Bedeutung von Kreis- und Provinziallandtagswahlen zu sprechen.

In einem umfassenden Referat behandelte nun die Leiterin des Bezirks Brandenburg, Genossin Matschke-Berlin, den ganzen Fragenkomplex, der zur Zeit die größte Aufmerksamkeit beansprucht. Ausgehend von den Wahlversprechungen der Rechtsparteien, besonders der Deutschnationalen, denken wir nur an die 100prozentige Aufwertung, aus der unter der Rechtsregierung eine 12½ bis 25prozentige Wuchermarkte die Vortragende scharf die Unehrlichkeit dieser „Retter“ von Volk und Vaterland. Sie erwähnte die Zoll- und Steuer-gesetzgebung der jüngsten Zeit, die alle Minderbemittelten belastet und deren Auswirkung besonders hart die Frauen empfinden. Welch frevelhaftes Spiel aber auch außenpolitisch mit dem deutschen Volke getrieben wurde, erhelle vor allem daraus, daß das Reichskabinett einschließlich seiner deutschnationalen Minister Sicherheitsverhandlungen mit den ehemaligen Gegnern einleitete, den endgültigen freiwilligen Verzicht auf deutsches Land auszusprechen, lies in Verträgen zu Locarno festlege und daß danach die Leitung der größten Regierungspartei erklärt, daß sie diese, von ihren Ministern mitgemachten Abmachungen nicht billige und ihre Minister aus der Regierung nehme. Wieder glaubt man auf dieser Seite, die Sozialdemokratie werde in die Bresche springen, sie werde im Reichstage dem Sicherheitspakt ihre Zustimmung geben und seine Annahme damit gewährleisten. Die Sozialdemokratie denkt nicht daran, Luther und Strefemann den Gefallen zu tun, an Stelle der Deutschnationalen die Verantwortung für die Regierungsgeschäfte des Reichskabinetts zu übernehmen. Obwohl wir durchaus mit dem Ergebnis der Locarno-Zusammenkunft einverstanden sind, können wir doch nicht die Deutschnationalen von der Verantwortung entbinden. Würden wir ohne Neuwahlen in das jetzt noch vorhandene Kumpfkabinett eintreten, so bekäme unsere Partei, wie schon oft, die Schläge vom Volke für alle Belastung, die die vorige, bürgerliche Regierung verschuldet hat, um dann, wenn die Krise wieder einmal mit Hilfe unserer Partei behoben ist, von Strefemann aus der Regierung hinauskomplimentiert zu werden. Den Deutschnationalen darf jetzt nicht die bequeme Oppositionsstellung zufallen, Zentrum und Demokraten denken ebenso.

Genossin Matschke behandelte nun das ganze große Aufgaben-gesamt der Provinziallandtage und Kreistage. Sie sprach über das Recht beider Körperschaften, Steuern — sowohl Eigen- wie Zuschlagssteuern — zu erheben und über die Einnahmequellen, daß es nicht gleichgültig sei, ob Feudale die Steuerarten festlegen, um ihre Kasse zu entlasten, wie es vor dem Kriege gewesen und woran sich allzu viel noch nicht geändert hat. Auch heute ist der Einfluß der Arbeiterschaft noch recht gering. In Kreisen, in denen er bedeutender ist, ist dem kleinen Besitzer manche indirekte Besteuerung, wie z. B. beim Wegebau erleichtert worden; ist besonders auch in wohlhabenden pflegerischer Hinsicht Gutes erwirkt worden. Wie notwendig die genügende Einrichtung von Kranken- und Heilanstalten, von Blindenheimen und Irrenhäusern sei, wies die Referentin nach. Der Schutz für Mutter und Kind sei völlig ungenügend, bei den Jugendämtern liege noch vieles im argen. Die Kreisfürsorgerrinnen sehen meist dem Wesen des Arbeiterhaushaltes verständnislos gegenüber. Unzulänglich sind oft die Unterstüßungen an Klein-, Sozial- und Wohlfahrtsrentner, viel verbessert wurde überall da, wo Sozialdemokraten den Ausschlag geben.

Aus alledem folgerte die Referentin, wie notwendig ein starkes Einrücken der Sozialdemokratie in diese kleineren Parlamente sei, wie überaus nötig aber auch die Mitarbeit der Frauen. Leider sind diesmal noch recht wenig Frauen aufgestellt, das müsse bei der nächsten Wahl gründlich geändert werden. Jetzt komme nun alles darauf an, daß auch die Genossinnen bei der Wahlagitatio ihre Pflicht tun, aufklärend nach ihren Kräften bis in die kleinsten Orte zu wirken. Den Wahlen am 29. November komme nicht nur rein örtliche, sondern darüber hinaus auch politische Bedeutung zu, da der Provinzialausschuß die Mitglieder des Reichs- und Staatsrates wählt.

Starker Beifall wurde dem Referat der Genossin Matschke.

In der Aussprache führte Genossin Müller (Jossen) in scharfer Beurteilung des Verhaltens der Gutsherrn einen Fall an, in dem 35 Arbeiter, die zum Teil ihr Leben lang der Gutsherrschaft gedient haben, ohne daß für sie Versicherungsbeiträge gezahlt wurden, der gemeindlichen Armenpflege einheimfielen. Zurzeit sei auch in Jossen der Kampf um das Wohlfahrtsbezernat entbrannt, das ein Genosse verwalte, der aber wegen seiner Erfolge durch einen Bürgerlichen ersetzt werden soll!

Genossin Höpfer (Neu-Zittau) sprach über die Steuergesetzgebung des Kreistages.

Genossin Döhlemann (Trebbin) und eine Rüdersdorfer Genossin besprachen die Agitation, das gleiche tat die Versammlungsleiterin.

Genossin Wuttke (Potsdam) sprach über Wohlfahrtsangelegenheiten und Werbung.

Eine Rednerin aus dem Kreise Niederbarnim übte aller-schärfste Kritik an Pflege und Behandlung erholungsbedürftiger Kinder in einem Ostseebad. Die dortige Vorsteherin, Schwester eines Geistlichen, scheine ungeeignet für die Leitung des Heimes.

Genossin Matschke bat, ihr derartige Fälle immer sofort mitzuteilen, damit sie die Dinge an der richtigen Stelle unterbreiten könne.

Nach kurzen Ausführungen noch einiger Genossinnen über die Wohlfahrtspflege in Provinz, Kreis und Gemeinde und Besprechung von Agitationsmethoden führte Genossin Matschke im Schlußwort

aus, die heutige Konferenz sei gleichzeitig als Auftakt für etwaige Reichstagswahlen bestimmt, an Agitationsstoff fehle es uns gewiß nicht, die Debatte zeige, daß die Frauen der Provinz, wenn sie wollen, ihrer Aufgabe gewachsen sind. Mit einigen anfeuernden Worten, in den nächsten Wochen noch mehr als je der Pflicht als Genossin eingedenk zu sein, schloß die Referentin.

Nach Verteilung von Werbenummern der „Frauenwelt“ fand die gut verlaufene Tagung mit einem freudigen Hoch auf die Sozialdemokratie ihr Ende.

Eine weibliche Gemeinderatsmehrheit.

Bei den Kommunalwahlen, die am 25. Oktober im Landestell Birkenfeld stattfanden, wurde in Hoppstädten eine besondere Frauenliste aufgestellt. Der Erfolg war verblüffend. Es gelang den weiblichen Wählern, von den neun Sitzen des Gemeinderates sechs zu erobern. Das ist der erste Fall, daß eine Parlamentswahl in Deutschland zu einer Frauenmehrheit und sogar zu einer Zweidrittelmehrheit führte. Natürlich ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen so etwas nur einmal ganz ausnahmsweise und nur an einem kleineren Ort möglich, wo ein Wahlergebnis oft mehr von Zufälligkeiten als von politischen Entscheidungen großer Massen abhängt.

Arbeitslos.

Der Abbau in der Fabrik machte große Fortschritte. Zum nächsten Quartal erwartete man wieder eine Menge Kündigungen. Männer, Frauen und Jugendliche beiderlei Geschlechts fürchteten den herannahenden Termin, der vielen von ihnen den bekannten gelblichweißen Zettel bringen würde, auf dem in wenigen trockenen Worten die Entlassung innerhalb weniger Tage zu lesen war.

Der Direktor des Unternehmens ging durch die Säle, seine Augen sahen scharf umher und hinter der Stirn balgten sich die Gedanken. Da und dort könnte man einen Arbeiter, eine Arbeiterin entbehren, der Nachbar müßte eben eine Maschine mehr bedienen. Immerhin eine Ersparnis.

In seinem Kontor sah der Generaldirektor, den Bericht des Direktors anhörend. Hin und wieder griff die Hand nach dem goldenen Bleistift, der an einer dünnen Kette hing, und schrieb Ziffern auf einen Paplerblock. Nach einer geraumen Weile, während welcher beide mehrmals nicht ganz einig waren, verfluchte letzterer für einige Arbeitende ein Wort einzulegen; er sehe ein, daß der Abbau notwendig sei, aber es wären Familienväter darunter, die für eine Schar Kinder zu sorgen hätten. Vielleicht würde man gerade mit diesen noch ein wenig zuwarten. Wieder tanzte der Bleistift hin und her, aber eine Zurücknahme der beschlossenen Entlassungen war nicht das Endergebnis.

Morgen mittag würden die Entlassungsschreiben versendet, die Arbeitnehmer ausbezahlt und weggeschickt.

Und morgen mittag werden Frauen, die früh gealtert und früh verbraucht sind, sorgenschwer der Zukunft entgegensehen, ihre Kinder verströmen, wenn sie hungrig sind und Kälte leiden.

Die Schar der Arbeitslosen wird vermehrt sein, hoffnungslos werden die Männer in ihr ärmliches Heim zurückkehren und warten, warten, ob sie nicht bald wieder für wenig Lohn ihre Arbeitskraft verkaufen können. Viele Brudner.

Kinderunfälle auf der Straße.

In Deutschland ereignen sich jährlich ungefähr 2000 Kinderunfälle im Straßenverkehr. Meistens handelt es sich dabei um schwere oder tödliche Unfälle. Von allen durch Verkehrsunfälle getöteten Personen sind ungefähr die Hälfte Kinder. Schwere Opfer an Menschenleben und Eiternguld werden von dem gewaltig gesteigerten Verkehr in unseren Großstädten gefordert. Müssen diese Opfer gebracht werden?

In einem sehr instruktiven Artikel im „Reichsarbeitsblatt“ erörtert Oberingenieur Tramm die Ursachen der Kinderunfälle und ihre Verhütung. Die Nachprüfung der Unfälle hat fast immer ergeben, daß die Kinder im Eifer des Spielens nicht mehr auf die ihnen drohenden Gefahren achteten. Beim Nachlaufen, Verstecken und ähnlichen Spielen sahen sie nur auf die Spielkameraden und liefen oft direkt in die Fahrzeuge hinein. Die meisten Unfälle erfolgten beim Reiten- und Ballspielen, beim Rollerfahren und Rollschuhlaufen. Diese Spiele zwingen die Kinder zur Benutzung des Fahrdammes. Der drohenden Gefahr sind sich die Kinder meistens nicht bewußt. Ja, die in Bewegung befindlichen Fahrzeuge üben, wie alles Bewegliche, einen großen Reiz auf die Kinder aus. Sie hängen sich an fahrende Wagen, fallen herunter und werden überfahren. Sie laufen möglichst dicht neben der fahrenden Straßenbahn her, bis sie im Eifer des eingeübten Wettlaufs unter die Räder geraten. Radfahrende Kinder machen gefährliche Kunststücke und hängen sich mit Vorliebe an Straßenbahnwagen an. Nicht selten gibt es unter Großstadtkindern als heldenhafte, in letzter Sekunde vor dem herannahenden Auto noch schnell den Fahrdamm zu kreuzen.

Der Spielbetrieb des Großstadtkindes wird zu einem tauglichen Spiel mit dem Tode, besonders wenn es viele Stunden des Tages auf der Straße verbringt, weil die Mutter ihrem Erwerb nachgeht.

Wie kann den Verkehrsgefahren begegnet werden, die das Kind auf der Straße umlauern?

Altenhalben müssen Spielplätze für Kinder angelegt werden, und dem Bewußtsein der Kinder müssen die aus dem Straßenverkehr drohenden Gefahren eingehämmert werden. Das muß in der Schule und im Elternhaus geschehen. In amerikanischen Schulen wird bei Schluß des Unterrichts eine kurze Sicherheitspause eingeschaltet. Der Lehrer läßt die Kinder aufstehen, um ihre Aufmerksamkeit zu erhöhen und prägt ihnen dann täglich eine praktische Verkehrsregel ein, zum Beispiel: Seht nach links, ehe ihr vom Bürgersteig heruntertrete! Oberingenieur Tramm schlägt vor, daß bei uns die Lehrer ihre Kinder in Straßenbahnhöfe und Autogaragen führen, um ihnen dort praktisch zu zeigen, wie sie sich verhalten sollen. Bei dem Physik- und Zeichenunterricht, bei der Auswahl der Aufsichtsthemen kann die Aufmerksamkeit der Kinder auf die Sicherheitsbestrebungen hingelenkt werden.

Dieser Verkehrsunterricht in den Schulen muß unterstützt werden durch Belehrungen, die den Kindern von den Eltern zuteil werden. Die Belehrungen sollen nicht allgemeine Mahnungen zur Vorsicht sein, sondern möglichst exakte Anweisungen. Es werden dafür folgende fünf Regeln aufgestellt:

1.

Lauf nicht zuviel auf dem Fahrdamm umher,
Spiel nicht auf Straßen mit Fuhrwerksverkehr!

2.

Wirf nicht Obst hin, daß man fallen kann,
Spiel nicht auf den Schienen der Straßenbahn.

3.

Lauf nicht neben den Wagen oder dicht hintenan,
Um mitzufahren häng dich nicht an!

4.

Lauf nicht über'n Damm ohne dich umzuseh'n,
Spring nicht auf und nicht ab! Laß den Wagen erst steh'n!

5.

Lauf niemals schräg über den Fahrdamm hinüber,
Weder vor noch dicht hinter dem Wagen! Warte lieber!

Totentag.

Von Walther G. Schilewski.

Es war im November: das sagt, daß unsere Stimmen einsam und fröstelnd in den Regen hingen und der Kirchhof, gegen die graue Wand des Himmels gelegt, den Tag taub und dunkel machte.

Gorgias Balbus stand am Grab seiner Mutter, aber er weinte nicht, obwohl kaum der Brunnen verlegt war; es war ihm, daß er nicht weinen dürfe, da das Verlorene nur Beispiel unseres eigenen Todes ist. Und es schien ihm Spott, über sich selbst zu weinen.

Früher, als noch die Nächte jenes verwirrte Dunkel waren, das phosphor leuchtete, schrie er nach Gott, qualvoll rang sich das Gebet aus seinem Munde — jetzt war ihm nur die tote Mutter Stecken und Stab. Es mag geheimnisvoll sein und ein Unterirdisches zugleich, wenn das Vergangene den Schritt führt, wurzelnahe und heimwärts. Wenn ich dies erzähle, wird es keine Geschichte geben, doch vielleicht ein Gleichnis für die Dürstenden der Zeit.

Denn als Gorgias achtzehn Jahre alt war, begann er die Bibel zu lesen, und sie ward ihm ein Buch, das auch den Ungläubigen nicht verschlossen ist. Sie war ihm ein Stück Erde, darin man sich eingrub und selbst Erde wurde oder ein Klumpen Fleisch und Blut: man blieb irdisch und erhob sich doch, man war das Tägliche und wurde doch erfüllt vom Geist. Am Tage, da er neunzehn wurde, nannte er Gott seinen Bruder, aber nun wurde das Furchtbare: Gott wußte nichts von ihm. . . Während Gorgias fortan keine Nacht mehr in den Morgen gehen ließ, ohne zu rufen und zu bitten um Prosamen vom Tische des Herrn, um Del für das Wund seiner Seele, vergnügte sich der Angebetene irgendwo als ein Nichts, war Schall und Rauch.

Wenn man nicht zu den Frommen zählt, lacht man darüber und will klüger sein, weil man jenes weiß. Die Armen haben erfahren müssen, daß man auch am ersten Tage Brot nicht aus Steinen buk, die Unglücklichen der Seele wußten, daß nichts glücklich macht, was nicht wirklich ist, und wer in den Granatlöchern vor Arras lag, darüber die plagenden Schrapnelle keine weißen Tauben waren, die gen Osten flogen, wußte sich oft glauben machen, daß Gott nur zu den Offizieren kam. . . Das Reich aber, das mit strahlenden Engeln und Posaunenschall herniederkommen sollte wie eine Braut, war Traum und man vergaß es.

Heute, da ich Gorgias kenne und weiß, was gut macht, könnte ich den Brüdern raten. Nichts ist, was nicht in uns ist.

So kam auch für Gorgias die Zeit, da die Gesundheit seines Schreies verloren ging; an einem Morgen brach er krank zusammen. Was man in jenen Tagen aus den Feigen seiner Worte, die im Fieber hingen, heraus hören konnte, war eine fürchterliche Klage. Man darf nicht Ähnliches erlebt haben, um ruhig zu bleiben. Es vergingen bange Wochen. Doch dann verflatterten die wunden Träume, er wurde wieder gesund, und alle, die ihn kannten, dankten und freuten sich, daß das Unfriedliche seiner Stimme geschwunden und sein Inneres kristallener ward. Es war ganz seltsam; denn um neu geboren zu werden, muß man durch den Tod gehen; vielleicht ist es wahr: nach hunderttausend Jahren. Aber Gorgias starb doch

nicht, nur das Vergängliche fiel von ihm ab, das Unruhige zerbrach wie Laub und Glas.

Verwirrt von diesem nicht allzutäglichen Erlebnis, das uns heute noch fast wie ein Geheimnis unsäßer scheint, sahen wir das Veränderte. Gorgias pries jetzt Gott, dessen Sein er früher nur in schwarzen Lettern auf vergilbtem Papier genagelt las, in jedem Stein, die Berge waren ihm ein Regiment von Fingern, die in den Himmel stachen, das Gras, das zwischen den Aeren wuchs, lobte er als Geschenk aus den Sternwäldern und alle Frucht, die die Wolken trugen, war ihm Zeugnis der allumsfassenden Macht. Das war anfangs. Bald darauf vernahmen wir, daß alle Zweifel und alles Drängen nach dem Unwirklichen abfiel und Gorgias einen heimlichen Weg zu seiner Mutter nahm. Sie war das Wirkliche, obgleich sie tot war.

Immer läßt das Mütterliche uns erinnern; wir gehen dann durch die Heimat wie durch einen unterirdischen Gang, und wenn er in den Morgen stößt und die Kindheitsfluren vorüberflutet, ist Gruß und Dankbarkeit. Auch Gorgias vergaß das schmale Lächeln nicht. Wie dieses Herz, nie diesen Glanz der Stirne!

Ob er nun glaubt, Gott sei gefunden? Wir wissen nur, daß er jetzt die Mutter oft auf einer Wolke sieht. Das gibt dem Herzen Raß und Ordnung. Geht ein Schatten neben ihm, ist es der der Mutter. Fällt ein Stern durch die Nacht, ist es ihre strahlende Träne. Anfang und Ende der Tage, Schritt und Wandlung, ja wir wagen zu sagen, ewige Form des siegreichen Guten, also das Gesetz der Erde: Gorgias Balbus fand alles dies in dem mitwondernden Tod seiner Mutter.

So ist auch der Tod kein Hinüber, sondern ein Sein. Und wenn die Nacht spricht: ein Wirkliches. Und wenn Rot ist: eine Gabe.

Gedenken wir an diesem Novembertage auf den Friedhöfen unserer Mütter, auch der Fahrt Gorgias — Gott der Herr, den oft nur die tönernen Kanzelstimme der Kirchen preist, Gott der Herr, der auf den Schlachtfeldern des Lebens gefallen scheint, ist nicht mehr Nahrung für unseren Traum. Hängen wir unser Gebet an den Kelch des Irdischen, zwischen den braunen Geruch der Scholle, zwischen Segen und Schuld der feurigen Erde. Der Gott unserer Kindheit, den sich die Hungrigen und Bornigsten unter uns zu zerbrechen bemühten, der Gott aller Völker und aller brünstigen Händegewalt ist nur das ins übersinnliche gesetzte Gleichnis des Guten. Es muß immer eine Nacht sein, die uns dahin folgen läßt. Alles hinauf in die Wurzel der Seele. Wir wollen das Gute — auch die im Streit des Jornes, auch die im Kniefall am Turm des Herrn. Warten wir nicht, bis der Sohn aus dem Himmlischen fährt, wie uns die Posaunen verkünden; heute, morgen, in den Novemberstraßen in deiner Kammer, in dein eigen Herz, wird täglich Gott geboren.

Sagt, was ist mehr: der Schmerzengürtel um den Leib der Mütter oder ein urfernes enthobenes Angesicht?

Keine Frage, nur die Uebersetzung ins Diesseits: Gott ist in den Müttern und in den Müttern ist Gott. . .

Der Sohn.

Wir haben dich „Der erste Mensch“ genannt.
Geboren bist du aus der Sehnsucht unsres Blutes,
Dein Herz ist nicht von Flammen unsres Mutes,
Noch bist du allen Menschen unbekannt.

Der Sohn! Der Erste! Wieder kam das Kind.
In allen Schildern lächelt schon dein Bildnis
Wie eine Flamme durch der Zeiten Bildnis,
Umweht von Morgenrot und mädchenhaftem Wind.

Mein Sohn! In deine Kindheit lärm die Welt.
Sie ist nicht gut und schön gewachsen!
Blut vieler Kriege quillt um ihre Achsen,
Das Wehgeschrei der Unterdrückten gellt.

Noch ist das Zuchthaus gegen Menschennot gesetzt,
Die Arbeit ist nur schlecht verhüllter Dienst von Sklaven,
Noch sind viel Götter, die mit Freude strafen,
Noch wird die Kreatur, der Mensch, zu Tod gesetzt.

Und doch: Du bist „Der erste Mensch“ genannt.
Das ist der Mensch, der sich vollendet,
Den nicht der grelle Blitz des Gottes blendet,
Der Mensch, dess' Namen lautet: Unbekannt.

Ja, unbekannt seist du verfluchter Zeit,
Dem Irrsinn, dem wir Armen dienen,
Dem seelenlosen Werk von menschlichen Maschinen,
Ja, unbekannt sei dir die Weltzerissenheit!

Auch unbekannt soll dir die Lüge sein,
Der dummen Menschen lächerlich Zerwürfnis,
Der Mensch sei Bruder dir und Herzbegiernis,
Und wenn du freudig bist, so sei es nie allein.

Den Söhnen allen weih ich das Gedicht,
Die voll sind von der Sehnsucht unsres Blutes,
Und glühend von den Flammen unsres Mutes,
Die jetzt schon leuchten, denn sie sind das Licht!

Max Barty.

Fortschreitende Erkenntnis.

Tagung des deutschen Fröbelverbandes.

Unlängst fand in Bremen die Tagung des Deutschen Fröbelverbandes statt, der die organisatorische Zusammenfassung aller derjenigen Personen ist, die auf dem Gebiete der Kleintindererziehung, also der Erziehung der vorschulpflichtigen Kinder, tätig sind. Diese Erziehungsarbeit wird zumeist nach den Grundsätzen des Pädagogen Dr. Fröbel, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte und für seine Zeit überraschend freie und kluge Ideen über Erziehung hatte, in Kindergärten geleistet. Daß die Anhänger der Fröbelbewegung aber nicht bei den Gedanken Fröbels stehen geblieben sind, bewies die Bremer Tagung. In zahlreichen Vorträgen wurden die sozialen Wurzeln aller heutigen Erziehungsprobleme gezeigt und dargelegt, daß es nicht auf eine Teilbildung, sondern auf die Bildung des ganzen Menschen ankommt, dessen Verhältnis zur Familie, zum Beruf und zur ganzen menschlichen Gesellschaft ein anderes werden muß, als es heute in der kapitalistisch-materialistischen Zeit der Fall ist.

Die Teilnehmer an der Bremer Tagung des Fröbelverbandes stammen aus dem Bürgertum. Ihnen hat das Schicksal geordnete gesellschaftliche Verhältnisse geschenkt und materielle Not erspart. Und dennoch hat es den Anschein — durch Referate und Aussprachen zog es sich gleich einem roten Faden —, als ständen sie nicht mehr eigentlich in der Lebensauffassung des Bürgertums. Sie haben innerlich mit ihr gebrochen. Sie sind sich dessen wohl kaum bewußt, aber es ist doch so. Die Not, von der hier die Rede ist, ist nicht, wie beim werktätigen Volke, die materielle Not; es ist die geistige Not, die aber der gleichen Quelle entspringt. Sie heißt: Entseelung des Lebens, Not des Berufes, Vereinfachung und Mechanisierung, und ihre Lösungen lauten: Geminschaft, sinnvolle Arbeit, ganzer Mensch. Es sind alle jene Schicksale, unter denen auch das arbeitende Volk leidet, und gegen die es seinen Kampf führt. Es sind die Erfolge, in die unsere Wirtschaftsformen, durchgeht vom individualistischen Geist, der unbeschränkten Freiheit des einzelnen, uns geführt haben. Resultate, die uns das Zeitalter der Maschine brachte, die das sinnvoll-lebendige Verhältnis des einzelnen zu seiner Arbeit in Lohnarbeit verwandelte, die persönliche Bindung des Arbeiters zu seinem Tun austöte und nichts übrig ließ als das entseelte Lohnverhältnis. Wer aber den Gegensatz spürt gegen diesen Geist und den verschwendenden Einfluß der Maschine, wer sich ausbäumt gegen die materielle Auffassung und Mechanisierung des Lebens, der hat gebrochen mit diesem Wirtschaftssystem und kämpft den Kampf der Arbeiterschaft um die Befreiung des Menschen und die Neugestaltung der Wirtschaftsverhältnisse. Dabei ist vorläufig nicht Bedingung, daß er die tieferen gesellschaftlichen Zusammenhänge bewußt erkennt. Zu irgendeinem Zeitpunkt aber wird sich die Selbstauflösung der bürgerlichen Anschauung vollzogen haben; der innere Bruch wird den äußeren nach sich ziehen müssen. Es wird die Einsicht aufdämmern, daß der Kampf um den ethischen Sozialismus, wie er hier bei den Anhängern des Fröbelverbandes geführt wird, den Kampf um seine äußere Verwirklichung nach ziehen muß. Aus der Gedankenwelt muß der Schritt getan werden zur sozialen Tat!

Es liegt in der Besonderheit der Klassenlage der um eine neue Welt kämpfenden Schar pädagogischer Menschen der Fröbelbewegung, daß sie sich vorerst mit der geistigen Grundlage beschäftigt. Daß aber Menschen aus dem Lager des Bürgertums in der Erkenntnis des Clends bürgerlich-kapitalistischer Erziehungsmethoden zu Schlussfolgerungen kommen, die jedem sozialistischen Erzieher, jeder sozialistischen Mutter längst bekannt sind, läßt hoffen, daß auch in nicht ausgesprochen proletarischen Kreisen der sozialistische Gedanke sieghaft vorwärtsschreitet.

Von hundert Frauen.

Legende von Henni Lehmann.

Der liebe Gott hatte, einen Nachmittagschlaf gehalten. Man konnte ihm das nicht verdenken; denn er hatte viel registriert, und das macht sogar den lieben Gott müde, und etwas bei Jahren ist er ohnehin auch schon. Als er erwachte, schaute er sich an, in den Paradiesgarten zu gehen, um einmal nachzuschauen, ob die Blumen während seines Schlafes auch tüchtig weiter gewachsen wären, denn wenn der liebe Gott schläft, dann werden Blumen, Tiere und andere nicht selten nachlässig und faul und tun allerlei Dinge, die sie eigentlich nicht tun dürfen, und unterlassen andere, die sie tun müßten. Aber er hatte noch nicht die große schwere Gartentür aufgemacht, — es ist die, durch welche Adam und Eva damals hinausgejagt wurden und nicht wieder hineinkommen —, als von unten, von der Erde her, ein großes Rufen, Lärmen, Schreien, Knallen, Schreien, Stöhnen und Jammern an sein Ohr drang.

„Was ist denn da los?“ sagte ärgerlich der liebe Gott. „Man kann auch nicht einmal ein wenig die Augen zutun, ohne daß sie gleich Dummheiten machen!“

„Die Menschen spielen wieder einmal Krieg, lieber Gott,“ sagte der Erzengel Michael, der auf die Erde hinaufgeschaut hatte.

„So, so, natürlich! Und wach wo? Ist denn dabei?“

„Diesmal sind es viele, lieber Gott. Es ist, als seien sie alle toll geworden. Die von Osten und Westen sind dabei, die Schwarzen und die Gelben. Sie sagen, sie müßten notwendig einen Krieg haben, und jedes Volk sagt, es selbst sei unschuldig daran, daß der Krieg gekommen sei, und die anderen trügen die Schuld. Aber Krieg müsse sein auf Erden. Ohne dies ginge es nicht.“

„Wenn sie darüber einig sind, daß sie ihn haben müssen, warum ist denn zugleich solch ein Schreien und Jammern?“ fragte der liebe Gott. „Dann sollten sie zufrieden sein, daß sie haben, was sie wollen und für notwendig erachten.“

„Ach, es sind nur die Frauen, die den Lärm machen, lieber Gott,“ sagte der Erzengel, denn Michael war ein Frauenerächter, um die Wahrheit zu sagen. „Und Frauen sind auch nie untereinander einig,“ setzte er hinzu.

Die Jungfrau Maria, die herangeeilet war, schüttelte mit einem leisen Nicken den Kopf.

„Befrage die Frauen einmal über den Krieg, lieber Gott,“ sagte sie, „und wenn sie einig sind, so mag ihre Meinung Geltung haben.“

Dann sandte der liebe Gott hundert seiner Engel herab auf die Erde zu hundert Völkern, zu denen, die Kriege führten, und zu den anderen, und er hieß die Engel hundert Frauen heraufbringen in den Himmel. — Da diese nun oben waren, so führte die Jungfrau Maria eine jede von ihnen in eines der hundert goldenen Himmelszimmer und gab einer jeden einen silbernen Stift und ein großes Blatt einer weißen Himmelslinie, und hieß sie auf dies Blatt niederzuschreiben, was sie vom Kriege dächten, und ob er notwendig sei auf Erden. Danach schloß sie hinter jeder die Türe zu und wußte keine, was die andere schrieb.

Am nächsten Tage aber sammelte die Jungfrau Maria die Lilienblätter ein, auf denen eine Schrift mit dem Silberstift geschrieben stand, und brachte sie dem lieben Gott. Die Engel jedoch führten die hundert Frauen wieder auf die Erde hinab.

Und der liebe Gott las, was auf dem ersten Lilienblatt geschrieben stand, das waren die Worte:

„Kein Krieg darf sein in der Welt. Der Krieg ist Sünde von Anbeginn. Ich trug Leben in meinem Schoße, das soll wiederum Leben geben, aber nicht Tod.“

Danach nahm der liebe Gott das zweite Blatt und fand darauf geschrieben:

„Kein Krieg darf sein in der Welt. Der Krieg ist Sünde von Anbeginn. Ich trug Leben in meinem Schoße, das soll wiederum Leben geben, aber nicht Tod.“

Und er das dritte ansah, siehe, da stand eben dasselbe darauf, und also auch auf dem vierten Blatte, und zeigten alle die hundert Lilienblätter die gleichen Worte geschrieben mit dem Silberstift:

„Kein Krieg darf sein in der Welt. Der Krieg ist Sünde von Anbeginn . . .“ und so fort, — und hatten alle Frauen das gleiche geschrieben, und wußte doch keine, was die andere schrieb.

Da sprach der liebe Gott mit starker Stimme zu seinen Engeln:

„So geht hin und verkündet es den Menschen, denn das ist die Wahrheit.“

Und die Engel taten also, doch die Menschen hörten nicht auf sie, und die Frauen auf Erden weinten wiederum.

Scherz und Ernst

Das empfehlenswerte Restaurant. Ein Kellner stellt im Restaurant die Rechnung auf und fragt den Gast: „Haben Sie Tomaten- oder Erbsensuppe gehabt?“

„Weiß absolut nicht, was es gewesen ist“, erwidert der Gast.

„Mir schmeckte es verdammt nach Seife.“

„Dann wird das die Tomatensuppe gewesen sein,“ entgegnet der Kellner, „denn die Erbsensuppe schmeckt nach Petroleum.“

Englischer Humor. Hetty's Großvater war gestorben und im Trauerhaus vermied man deshalb jedes Geräusch. Um sich dem Druck dieser unheimlichen Stille zu entziehen, setzte sich der kleine Hetty ans Klavier und begann leise und vorsichtig zu spielen. „Hör auf, Liebster“, mahnte die Mutter, „das darfst du nicht, du weißt doch, daß wir Trauer haben.“ Nach kurzem Nachsinnen fragte der Kleine schüchtern: „Darf ich denn nicht wenigstens auf den schwarzen Tasten spielen?“

Der kleine Rechner. Bei Knüppels ist ein kleines Mädchen angekommen. Als es auf der Rückenlage gewogen wird, zeigt sich, daß es neun Pfund wiegt. Hans steht neugierig dabei. Etwas später, als die Hebamme gehen will, bekommt sie achtzehn Mark für ihre Arbeit ausbezahlt. Hans, der in der Schule schon allerlei gelernt hat, zapft am Rande der guten Frau. „Du, Tanke,“ sagt er, „bei dich sind aber die kleinen Kinder teuer, das Pfund zwei Mark!“ (Simplicissimus.)

Der tüchtige Verteidiger. Der angeklagte Einbrecher unterbricht seinen ihm als völlig schuldlos hinstellenden Ex-officio-Verteidiger fortwährend mit Richtigstellungen, Ergänzungen, Bemerkungen. Da fährt ihn schließlich der wütend an: „Unterbrechen Sie mich nicht, ich hab' Sie auch nicht unterbrochen, wie Sie eingebrochen haben.“ (Simplicissimus.)